

„Estacion del Norte“

Am frühen Vormittag, zu Johanni 1942 setzte ich meinen Fuß auf Madrider Boden. Die Luft ist warm, auf dem Bahnsteig ist ein reger Betrieb. Es ist ein Kommen und Gehen. Taxi fahren bis an den Zug. Es ist ein offener Bahnhof.

Meine beiden Koffer, in einem ist ein technisches Gerät, die ich von Berlin mitgeführt habe sowie die vier, teils leeren Koffer, die man mir aus San Sebastian mitgegeben hat, waren mit Hilfe des Schlafwagenschaffners auf den Perron geschafft.

„Am Bahnhof werden sie abgeholt,“ hatte man mir mitgeteilt.

Ich stehe und warte.

Eine viertel Stunde, zwanzig Minuten, nichts tut sich. Ein Taxifahrer nimmt sich meiner an. Wir laden die Koffer in den Wagen. Immer noch Ausschau haltend, versuche ich mit dem Fahrer klar zu kommen.

„Deutsche Botschaft“ sagte ich.

Wir fahren erst einmal los. Zu der Zeit hatte Madrid etwa 1,6 Millionen Einwohner. Der Verkehr auf den Straßen war noch überschaubar und flüssig. Ich ließ mich nun über die Straßen der Hauptstadt fahren. Imposante Bauten links und rechts, betriebsames Leben allenthalben.

„Der Fahrer des Taxis wird es schon richten,“ so dachte ich.

Plötzlich hielt er an, wobei er auf ein Gebäude zeigt und einige Worte sagt. Ich denke „Ich seh nicht richtig“, ein „Union Jack“ der an einer Fahnenstange im Winde leicht hin und her schwebt, sagt mir: „Das ist die falsche Adresse.“

Dem Fahrer mit „no no“ bedeutend und Deutschland sagend, dass dieses wohl nicht richtig sei, fuhr er weiter. Eine kurze Strecke, an einer breiten Prachtstraße, hielt er wieder an. Auf einem Schild mit der Aufschrift „Embajada Aleman“ zeigend, hatte ich bereits die deutsche Fahne ausgemacht. Hier war ich richtig!

Die Herren fielen aus allen Wolken als ich mit dem Taxi vorfuhr. Da war wohl was schief gelaufen! Nun gut! Ich war ja jetzt an der richtigen Adresse. Ein Herr nahm sich meiner an. Die Botschaftskoffer wurden ausgeladen und in die Vorhalle gebracht. Der Fahrer wurde bezahlt und konnte davon fahren.

„So, das hätten wir erst einmal und nehmen sie bitte ihren Koffer, wir gehen jetzt zum Konsulat.“

Wir gingen circa etwas mehr als einen halben Kilometer die Straße entlang, die „Calle de la Castellana“ benannt. „Hier sind wir angekommen,“ sagte er. Ein unscheinbares Haus im Gegensatz zur groß angelegten Residenz der Botschaft. Ein Messingschild mit der Inschrift: „Consulado Aleman“ war das einzige, was auf seine Funktion hinwies. Mein Begleiter stieg mit mir zum ersten Stock empor. Nach einigen Formalitäten traten wir in einen Raum, wo er mich dem Leiter der Abteilung vorstellte, einem Offizier des Heeres in Zivil.

Diesem hatte ich meine Papiere vorzulegen. Da war zum einen mein Pass sowie der Kurierausweis. Er zog den Kurierausweis ein und übergab mir dafür eine „Tarjeta de Residencia“, eine Aufenthaltserlaubnis. Ein Herr der ebenfalls anwe-

send war, wurde ab da mein Begleiter. Es war Funkmeister Goebel. Mein immer noch zackiges Auftreten bei Ranghöheren nahm er sogleich zum Anlass mir ins Gewissen zu reden, mich einer zivilen Umgangsform zu befehligen.

So gingen wir beide, nachdem mich der Leiter des KO/Spanien (nach Rittlinger) entlassen hatte, zum Imbiss. Mein Salär für den Monat hatte ich auch bekommen, so dass ich lässig für den Funkmeister und für mich ein Menü bezahlen konnte. Meine erste direkte Begegnung mit der Valuta. Es waren etwa vier Peseten gleich eine Reichsmark. Eine runde Rechnung also.

Nachdem wir gegessen hatten gingen wir gemeinsam zum Ende der breiten Prachtstraße, der Castellana. Hier endete die aus der Innenstadt kommende Straßenbahn. Eine andere, die wir dann benutzten fuhr von hier in den Stadtteil „Chamartin“, wo das Haus der Marine FT lag und zwar in der Calle Alfonso XIII. (Alfonso trece).

Es war ein verhältnismäßig großes Haus. Beherbergte es doch neben dem Funkraum noch zehn Funker, vom Gefreiten bis zum Oberfunkmeister Müller, der zugleich der Stellenvorsteher war. Die Namen der anderen III-er Leute sind mir entfallen, war ich doch nur von Juni bis Oktober bei dieser Gruppe.

Nachdem ich mit den Gepflogenheiten, dem Dienstplan und der Unterbringung vertraut gemacht war, hatte ich binnen kurzer Zeit alle Daten in mich aufgenommen. Der Leiter bedeutete mir ich solle möglichst schnell die Grundbegriffe der spanischen Sprache erlernen, „damit ich auf die Menschheit losgelassen werden konnte“, wie er sagte. Eine Verwandte von ihm wohne nicht weit entfernt im gleichen Stadtteil und wäre gern bereit, bei entsprechender Bezahlung, mir Unterricht zu erteilen.

Nachdem ich mich bereit erklärt hatte sagte er: „Dann wollen wir gleich heute damit anfangen.“

Ich begleitete ihn zu der Dame, wo auch er, wie ich später herausfand, sein Domizil hatte. In einem Bungalow wohnte die Sprachlehrerin, der ich nun zwei Mal in der Woche meine Aufwartung machte zwecks Erlernens der spanischen Sprache. Eine Grammatik nach der Methode „Gaspay – Otto – Sauer“ war jetzt meine stetige Begleitung.

Ich hatte mich nahtlos in den Wechseldienst eingereiht. Eines Tages sprach Funkmeister Goebel zu mir: „Du Bernhard, wir gehen morgen in die Stadt, damit du mal gut eingekleidet wirst. Ich kenne einen Schneider, der macht gute Anzüge.“

Am nächsten Tag fuhr ich mit ihm in die, heute würde man sagen „City“. Eine „Tranvia“ (Straßenbahn), brachte uns an die Calle de la Castellana, umsteigen auf die Hauptlinie. Diese führte die gesamte Prachtstraße entlang über den Paseo de Recoletos bis zur Plaza da Cibeles, diesen tangierend biegen wir in die Calle de Alcalá ein. Linker Hand erhebt sich das kolossale Gebäude des „Palacio de Comunicaciones“, daneben das der „Banco a“.

Da wo die „Gran Via“ anfängt steigen wir aus, um ein Stück zu Fuß zu gehen. Auf einem hohen Eckgebäude prangt mir eine Riesenreklame entgegen: „ac Terry“. Ihn sollte ich noch manches Mal genießen.

Drei Fahrbahnen auf jeder Seite und breite Bürgersteige bestimmen das Bild der Gran Via. Exklusive Geschäfte, Café- Restaurants die ihre Tische vorwiegend auf dem Fußweg stehen hatten ohne jedoch den Verkehr zu behindern.

„Augen und Ohren auf,“ sagte mein Begleiter, „hier gibt es was zu sehen und zu lernen.“

Ich war begeistert zumal die Wärme alles angenehm machte. Die Calle hat hier eine leichte Steigung. Auf der Höhe der Calle de la Montara gehen wir nach links in sie hinein. Auf der halben Strecke, die jetzt zur Plaza del Sol abfällt, suchen wir einen Schneider auf.

„Schneider?“ nein, Herrenausstatter!

Die äußere Ausstrahlung des Geschäfts erlaubt es, von geradezu exklusivem Ambiente zu sprechen und erst im Inneren. Überall, bei den Regalen, den Auslegetischen, den Stühlen, den Spiegeleinfassungen, der Wandvertäfelung waren edle Hölzer verwendet worden. Stoffe in allen Variationen lagen zur Auswahl überall bereit.

Als wir eintraten, wurde uns die Aufmerksamkeit aller im Raume anwesenden Gores zuteil. Herr Goebel war hier bekannt und wurde zuvorkommend begrüßt und zwar von Chef persönlich. Ich wurde dem Herrn vorgestellt, ihm wurde mein Begehrt übermittelt. Er winkte einen bereit stehenden Herren herbei, übrigens alle tadellos gekleidet, der sich dann meiner annahm d.h. die Maße zum Erstellen eines Anzugs aufnahm.

Hierauf wurden jede Menge Stoffballen, die vielleicht in Frage kamen vor mir ausgebreitet. Ich entschied mich für einen Hellen und einen Kaffeebraunen. Aus dem hellen Stoff ließ ich mir einen Einreihler und aus dem dunklen Stoff einen Zweireihler schneiden. Hemden und Socken wurden gleich mit eingekauft, sodass mein Habitus sich beträchtlich erweiterte. „Bernhard, was bist du doch für ein Glückspilz!“ ging es mir durch den Sinn.

In den ersten Wochen ging ich in meiner Freizeit immer in Begleitung. Das war nach vier Wochen passé.

Der Wachtörn am Empfänger war mir bekannt. Danach richteten sich meine Aktivitäten. War ich zu Hause, wurde von mir erwartet, dass ich mit den alten Füchsen Skat spielte. Sie hatten nämlich bald heraus, dass ich dieses Spiel ziemlich gut beherrschte.

Es konnte passieren, dass man vor der Abendwache bzw. Abendbrot gespielt hatte. Kam man dann um 01:00 Uhr von seinem Wachtörn nach unten, um eventuell noch etwas zu trinken bevor man ins Bett ging, saß die Runde am Skattisch und wartete, dass ich mich zu ihnen setzte und weiter spielte. Oft war es dann drei Uhr, dass das letzte Blatt auf dem Tisch lag. Es war aber auch zum schlafen

zu warm. Die Mücken, die es in Mengen gab machten einem des Nachts das Leben schwer.

In dieser Zeit in Madrid bekam ich einige Varietés und feine Lokale zu sehen.

Da war an erster Stelle das „Pasapoga“ an der Gran Via. Der Eintritt betrug 40 Peseten also 10 Mark, kein Pappenstiel. Geboten wurde einem dafür ein Augen- und Ohrenschaus. Olala!

Eine Treppe mit Teppichen belegt führte nach unten, Garderobe linker Hand, eine weitere Treppe ging man aufwärts, hinter einem Samtvorhang zeigte sich das ganze Ambiente, bestehend aus einem Rundbau mit einer von Säulen getragenen Balustrade, die im ersten Stock einen Rundgang abschloss. Hier, wie auch unten standen Tische und Stühle in Nischen die eine Tanzfläche einschlossen. Auf der gegenüber liegenden Seite war das Orchester, neben einer Bühne platziert, auf der Darbietungen aller Art vorgetragen wurden.

Getanzt wurde auf einer runden Tanzfläche, die sich während des Tanzes drehte. So eine Lokalität hatte ich bis dato nicht kennen gelernt.

Dann besuchten wir noch je nach Freizeit das „Charivari“. Eine Art Zirkusbau, wo ausschließlich Revuen und zirkensische Kunst gezeigt wurde. Bei einem Besuch des „Prado“ fühlte ich mich von den Bildern und ihrer Größe fast erdrückt. Dann war da noch der Retiro Park, über einhundert Hektar groß, weitläufig und Ruhe bringend dem Prado gegenüber sich ausdehnend.

Nicht weit von unserem Haus, an der Calle Alfonso XIII. befand sich das Bernabeu Stadion von Real Madrid. Um schwimmen gehen zu können musste ich erst einmal Mitglied beim F.C. Real werden. Denn ein vereinseigenes Schwimmbad war in der großen Sportanlage mit eingebaut. So gingen wir oft einzeln oder mit mehreren ins Schwimmbad. 1942 war ich also Mitglied des 1. F.C. Real Madrid.

An einem Getränkekiosk, in der Nähe, kam man, war man in der Stadt gewesen, beim Umsteigen vorbei. Eine bestimmte Weinsorte hatte es uns angetan und so konnten wir nicht an dem Laden vorbeikommen, ohne den Wein mit einem Siphon Wasser verdünnt zu trinken. Bei der andauernden Hitze war der Durst permanent groß.

Und bei allem die spanische Sprache nicht vergessen. Immer noch zwei Mal die Woche zum Unterricht: yo tengo, tu tienes, el tiene, nosotros tenemos; ich habe, du hast, er hat, wir haben usw. Und Wörter „Palabras“, el padre, la madre, el hijo, la hija; der Vater, die Mutter, der Sohn, die Tochter und die „pronunciación“, die Aussprache. Das rollende „rrr“ – el perro de san Roque no tiene rab porque Don Ramirez el ha cortado –

„Heute besuchen wir mal den Rastro,“ sagte Heinz (Guillermo) zu mir, „hast du Lust?“

„Alles klar, ich mache mit.“

Bis zur „Puerta del Sol“ geht es mit der Tranvia. Ein Platz im Zentrum der Hauptstadt. Von dort geht man in südlicher Richtung durch ein Tor und erreicht in wenigen Minuten den Rastro. Ein Trödel- und Krammarkt nie gesehenen Ausmaßes.

Alles aber auch tatsächlich alles gibt es hier zu erstehen. Stundenlang haben wir in dem Menschengedrange ausgehalten um alles mitzubekommen und die einzigartige Atmosphäre auf uns wirken zu lassen.

Die Kriminalität war seit Francos Herrschaft auf ein Minimum zurückgegangen. Zum Teil wohl auch zurückzuführen auf die Allgegenwärtigkeit der „Guardia Civil“. An allen Ecken standen die Doppelposten mit ihren Lackhüten in grüner Uniform.

Ich befand mich zu Hause in der Calle Alfonso XIII. auf Wache. Es war sehr warm und schwül. Es hatte seit Mai nicht mehr geregnet. Das Thermometer war vor Mittag auf 30° Celsius geklettert. Im Grunde keine aufregende Temperatur, hatten wir doch schon Werte von 35° ja 40° gemessen. Und das Tag für Tag.

An diesem Morgen war alles ein bisschen anders. Über der Sierra Guadarrama, nördlich von Madrid, auch kastilisches Scheidegebirge genannt, mit einer mittleren Höhe von 2000 Metern, hatten sich Haufwolken hoch aufgetürmt. Die Luft wurde drückend und schwül. Uns vor den Radioempfängern lief der Schweiß in Strömen am Körper hinunter, ohne eine Bewegung zu tun.

Der Himmel hatte sich von den Bergen her verdunkelt. Plötzlich begann mit Blitz und Donner ein Gewitter wie ich es bis dahin nicht erlebt hatte. Oberfunkmeister Müller kam in den Funkraum und hieß uns sämtliche Apparate auszuschalten. Die Schleusen des Himmels hatten sich geöffnet und in Nu stand alles unter Wasser.

Den ganzen Tag bis zum Abend hin hielt das Gewitter mit dem sturzbachähnlichen Regen an. Die Erde, ausgedörrt von der langen Trockenzeit, konnte das Nass nicht aufnehmen. Die Empfänger wurden erst gegen Abend wieder in Betrieb gesetzt. Meine Wache war vorüber, was habe wir während der Zeit gemacht? Was wohl! Skat gespielt mit Kontra, Re und Bock und nach einem Grand noch drei Ramschrunden.

Die alten Obermaaten wollten und wollten mich mal so richtig ausziehen aber meine grauen Zellen waren zu flink mit Neunzehn. Am anderen Morgen stand die Sonne wieder strahlend am Firmament. Die Bäume und Sträucher gestern noch staubig und unansehnlich, heute in einem Grün wie im Märchen. Die ganze Natur war am Jubilieren.

Ein negatives Ereignis kam uns zu Ohren. Die gesamte Madrider Untergrundbahn war bei dem Gewitter unter Wasser gesetzt worden.

Trotz des Krieges verlebte ich noch schöne Tage in Madrid zwischen Parador (Konsulat) und Piso (Alfonso XIII.). Des Abends ging es öfters in die Freiluftkinos, eine Errungenschaft, bei uns in Deutschland nie gesehen.

Der Stierkampf war für mich den Eintritt nicht Wert, was sich in Sevilla, wie man lesen wird dann änderte.

- Adios Madrid -

Sevilla

Im Oktober wurde ich von Madrid nach Sevilla versetzt. Mit einem Wagen der deutschen Botschaft ging es zum Bahnhof, Estacion Atocha. Neue Eindrücke prägten Augen, Ohren und Gefühl. Als Mensch mit viel Romantik und Emotionen fuhr ich nun neuen Abenteuern entgegen. Mit dem „Tren del Sur“.

Es war trotz des Oktobermonats noch sehr warm. Die Vegetation die der Zug durchfuhr war verdorrt und von der Sonne verbrannt. Die „Mancha“, bekannt durch den Roman „Don Quichote und Sancho Pansa“ machte ihrem Namen alle Ehre. Weite bis zum Horizont.

Die Orte Aranjuez, Cordoba, die auf dem Wege lagen, ließen schon mal Geschichte wach rufen. Später sollte ich mich noch mehr mit ihr befassen, denn von der Schule her waren die Jahre von 900 bis 1750 wenig oder gar nicht gelehrt worden.

Von Valdepenas kommend überquerte der Zug den Guadalquivir und fuhr am linken Ufer hin bis Cordoba auftauchte. Nach dieser alten maurischen Stadt begleitete uns der Fluss dann bis Sevilla.

Sevilla in Sicht. Ein weithin sichtbarer Turm war das erste, das mir ins Auge fiel, die „Giralda“.

Am Bahnhof wurde ich von einem Fahrer des Consulado Alemann abgeholt. Ohne viel Federlesens hievte er mein Gepäck ins Auto, stellte sich gleich vor, redete mich mit „Du“ an und sagte, daß er im wirklichen Leben Obergefreiter beim Heer wäre.

Im Konsulat hatte ich mich erst einmal vorzustellen. Darauf wurde mir beschieden, daß ich mit dem Auto zu einem Haus im Barrio blanco gebracht würde, in dem die Marine ihre Abhörstation installiert hatte.

Der Fahrer, ich nenne ihn der Einfachheit halber Otto, brachte mich nun zur FT Stelle. Über die Queipe de Llano, eine Prachtstraße, am Parque Maria Luisa vorbei, ging es in südliche Richtung. Beim Stadion von Betis Sevilla begann das Barrio blanco. Jetzt waren wir auch gleich da. In einem Eckhaus, umgeben von einem schmiedeeisernen Gitter zeigte sich mir in ganzer südländischer Pracht meine neue Stelle in der ich die nächsten eineinhalb Jahre verbringen sollte.

Der Patio war ringsum das Haus gefliest, unterbrochen von gesetzten Fächerpalmen, Zitronenbäumen, Nussbäumen und vielen blühenden Gewächsen. An den Hausmauern rankten alle möglichen duftenden Gewächse empor.

Otto sagte: „So, da sind wir!“

Der Hauseingang, etwas zurückliegend, war mit blauen Kacheln gefliest. Ein Heiligenbild links von der Tür gab dem Ganzen den Eindruck eines spanischen Landhauses. In der Diele wurde ich vom Stellenleiter Herr Oberfunkmeister Wally Sumbel begrüßt. Ich wurde von ihm in einen Privatraum geführt, der sogleich sein Amtszimmer war.

Hier wurde ich mit meinen Pflichten und meinen Freiräumen in Kenntnis gesetzt sodann ging er mit mir über eine geschwungene Treppe in das erste Stockwerk, wo sich die einzelnen Zimmer der Herren Funker befanden.

Eine Treppe höher befanden sich zwei Räume mit den obligatorischen Empfangsgeräten von Siemens, AEG und Hallycrafter sowie jeweils ein Rahmenpeiler. Oberfunkmeister Herr Sumbel, ein gebürtiger Hamburger, ging mit mir alle wissenswerten Aktivitäten durch.

Da waren dann die zu schaltenden Empfangswellen: Gibraltar mit der Force „H“, Nordatlantik, Mittelmeer sowie Linien Whitehall – Malta, Whitehall – Gibraltar, Whitehall – Alexandria.

Nachdem ich das alles in mich aufgenommen und registriert hatte, eröffnete er mir, daß ich, da im Moment kein Bett zur Verfügung stand, vorübergehend beim Konsultssekretär ein Zimmer mieten könne, bzw. er das bereits in die Wege geleitet habe.

So zog ich dann mit meinen Utensilien, mittlerweile zwei Koffer, zu dieser Familie, die ebenfalls ein Haus im Barrio blanco bewohnte. Gleich hinter dem Deich des Guadalquivir. Es war ein Weg von drei bis vier Minuten, so daß ich immer pünktlich zur Ablösung meines Wachvorgängers erscheinen konnte.

Herr Sumbel handhabte seine Stellenleiterposition im übrigen sehr leger. Die Funkempfänger mußten immer besetzt sein. Die Wachgänger hatten die Möglichkeit sich untereinander auszutauschen.

Es gab außer den Funkobermeister noch drei Funkmeister, sechs Funkobermaat und Unteroffiziere und einen Obergefreiten, das war ich.

Jetzt war ich, es war Oktober 1942 in der Funküberwachungsstelle in Sevilla und hatte meine Funktion als B- Dienst Funker zu erfüllen. Alles war so, wie ich es bisher gemacht hatte, das hieß, die britischen Marinefunkwellen abzuhören und alle Schiffsbewegungen auf einem dazu vorgedruckten Formular niederzuschreiben. Eines war jetzt allerdings anders, mein Ohr mußte sich auf die Amerikaner, die mit der sogenannten Schlackertaste den Funkverkehr ausübten, einstellen.

Nach vierzehn Tagen war auch das geschafft.

Hinzu kam noch der Sprechfunkverkehr von Station Gibraltar mit den Küstenwachbooten, die die Meerenge kontrollierten. Jedes Wasserfahrzeug wurde angehalten bzw. mußte stoppen und wurde „Boarded and Cleared“. Das lief dann so ab:

em ti gi Gibraltar, from two baker roger dog. I have an immediate message for you.

Two baker roger dog from em ti gi Gibraltar send your message please.

Dann wurde der Funkspruch abgesetzt.

Es verstand sich von selbst, daß ich mich hinsetzte und mein bis dahin mageres Englisch vervollkommnete. So viel vom täglichen Dienst.

Mittags wurde gemeinsam gegessen. Den Vorsitz bei Tisch hatte unser Oberfunkmeister Sumbel. Die Köchin namens Rosario trug dann auf. Sie konnte gute Menüs zusammenstellen und hatte selten zweimal die Woche das gleiche Essen. Für den Einkauf bekam sie ihr Geld von unserem Finanzexperten Funkmeister Becker, dem wir alle unseren Betrag am Monatsanfang zu entrichten hatten. Es war etwa ein Fünftel des Gehalts, das uns der Chef Herr Sumbel am ersten jeden Monats auszahlte bzw. in einem Kuvert überreichte.

Alle weiteren Ausgaben wurden dann von dem großzügigen „Rest“ bestritten. Es gab genug Möglichkeiten, die Peseten unter die Leute zu bringen. Die Bekleidung mit Wäsche und Schuhen, das Ausgehen in der Freizeit, der Beitrag beim 1. FC Sevilla, Eintritt zum Stierkampf in der „Maestranza“ usw.

Ich hatte bei meinem Lebensstil am Monatsende immer einen Überhang an Peseten. Schnell sprach es sich herum, so daß ich dem einen oder anderen aus helfen konnte. Das Geld bekam ich am ersten des Monats immer zurück.

In der ersten Zeit zum Eingewöhnen blieb ich oft zu Haus d.h., die Familie des Konsulatsekretärs hatte eine reichhaltige Hausbibliothek in der ich lesen und mir die Zeit vertreiben konnte. Nach etwa vier bis sechs Wochen hatte man für mich in der Villa eine Bleibe eingerichtet, in die ich nun einzog. Hinterher habe ich erfahren, daß man mir zugetraut hatte, mit der jungen Frau des Sekretärs ein Techtelmechtel zu haben. Daraufhin sei mein Umzug in die Villa forciert worden.

Mit dem Bekanntheitsgrad innerhalb der Villenbewohner, wie ich sie nennen will, war auch das „Sie“ dem „Du“ gewichen.

Ich hatte vom Stellenleiter die Aufsicht über die Batterien (Akkus) bekommen, daß sie immer einsatzbereit waren. Da die Rahmenpeiler mit Gleichstrom funktionierten, war es notwendig, sie stets in der vollen Ampere und Voltzahl zu halten.

Im Eßraum, der zugleich auch Leseraum war, stand ein Radioempfänger mit einem großen Kurzwellenteil. Bald hatte ich heraus, wo die einzelnen Musiksender lagen: Da war die BBC mit ihren Sendungen in deutscher Sprache (Lindlay Fraser), die NBC (Peter Arnold) usw.

Zur Mittagszeit wenn der ganze Verein um den Tisch versammelt war, bekam ich den Auftrag den Sender „Belgrad“ einzustellen. Wer die Kurzwelle kennt, weiß, daß die Sender nur eine winzige Bandbreite hatten und nur mit Fingerspitzengefühl einzustellen sind. Hinzu kam noch die Überlagerung von anderen Sendern.

Jedenfalls meistens bekam ich ihn gut herein. Dieser Sender spielte mittags zwischen elf und dreizehn Uhr immer die neuesten Schlager. Zum Schluss „Lilly Marlen“.

Zu Sylvester 1942/43 war ich mit zwei Kollegen im „Las Cadenas“. Eine Bodega im Barrio „Santa Cruz“ in der Nähe der Kathedrale. In dieser typisch sevillanischen Weinkneipe wurden Flamencotänze dargeboten. Wir ließen uns von diesem Flair einfangen und versuchten das rhythmische Klatschen mit den Händen nachzumachen. Man muss mit der Gitarrenmusik und dem eigenartig klingenden Gesang sowie dem stakkato der Füße groß geworden sein, um Sinn und Gefühl dieser einzigartigen Darbietung zu Verstehen. Olé!

Um Mitternacht bekam jeder Gast einen kleinen Teller mit zwölf Weintrauben. Bei jedem der zwölf Uhrenschläge steckte man eine in den Mund und aß sie. „Se dice“, „Man sagt“; es bringt Glück für die kommenden Monate.

In der Villa nebenan hatten Nonnen ein Mädcheninternat etabliert. Einmal, als eine Nonne mit einer Glocke die Mittagspause beendete, hatte ich mit meinem Osnabrücker Idiom alle anwesenden Kollegen zum Lachen gebracht. Ich hatte gesagt:

„Da geht die schon wieder mitte Pingel ums Haus!“

Ich glaubte bis dahin, daß in Osnabrück ein besonders schönes Deutsch gesprochen wurde.

Im Januar und Februar war das Wetter ungemütlich. Das Thermometer fiel zwar nicht unter Null Grad aber ohne Zentralheizung und Ofen mußte man sich im Hause warm anziehen. Einzig ein Kamin den ich über Mittag in Gang halten mußte, sorgte für etwas Wärme. Zusätzlich war unter dem Tisch eine Holzkohlenwanne installiert. Die glühende Holzkohle gab eine gute Wärme ab.

So konnte es passieren, wenn man am Tisch saß, daß man bis zu den Hüften warm war, da eine schwere Tischdecke die Wärme unten hielt, der Oberkörper aber mit einer Hausjacke warm gehalten werden mußte.

Freizeit:

Da gab es den Besuch der Kathedrale mit dem Grabmal des Christoph Kolumbus. Ein von vier Königsfiguren getragener vergoldeter Sarg. Die himmelanstrebenden Säulen aus Alabaster der gotischen Architektur. Das viele Gold der einzelnen Altäre und noch die Giralda, ein im maurischem Stil gehaltener Turm, der alles überragt und die Krone aufsetzt.

An einem schönen Frühlingstag bin ich einmal hinaufgegangen, im wahrsten Sinn des Wortes. Denn, eine Treppe gab es nicht. Wie auf einer schiefen Ebene lief man bis zum Glockenstuhl. Ein Erlebnis allerersten Ranges.

Sevilla II

Wie schon bei meiner Ankunft in Sevilla erwähnt, ist das bereits von weitem ins Auge fallende, alles überragende Wahrzeichen dieser Stadt, die Giralda. Es ergibt sich allein aus dem Vorhandensein dieses Turms aus maurischer Zeit, ihn mindestens einmal bestiegen zu haben.

Ein Hauch von Tausend und Einer Nacht hat mich berührt als ich mich ihm näherte. Schon von Fern ahnt man die filigrane Architektur, die, wenn man näher kommt, in ein wahres Feuerwerk arabischer Baukunst erblüht. Im Inneren sucht man vergebens eine Treppe.

Hat man seinen Obolus entrichtet, geht man auf einer schiefen Ebene, gleich einer Wendeltreppe, empor. Hat man den „Mirador“ erreicht, bietet sich ein Ausblick über die andalusische Tiefebene. So einfach wie geschrieben ging es bei mir nicht. Auf der halben Höhe bekam ich einen Muskelkrampf in beiden Waden. Es bedurfte einer Überwindung nicht umzukehren. Eine Ruhepause half alle Schmerzen auf ein erträgliches Maß zurückzuschrauben und dann langsam weiter zu steigen. (Konditionsmangel)

Ist die Giralda ein Zeugnis maurischer Kultur, so steht gleich daneben die Kathedrale. Eine nach der Wiederchristianisierung im Jahre 1248 durch Ferdinand III. In Auftrag gegebener Dom. Diese Kathedrale, die drittgrößte der Welt, gebaut im gotischen Stil auf dem Areal der größten muslimischen Moschee, beherbergt viele Kostbarkeiten.

Ich benötigte einen halben Tag um mir als erstes einen Überblick zu verschaffen. Schätze unermesslichen Reichtums und künstlerischen Wertes werden zur Schau gestellt. Beim Eintritt in die Kathedrale gilt mein Staunen zuallererst den himmelanstrebenden Säulen aus Alabaster, die das gotische Gewölbe tragen.

Fünf Kirchenschiffe beherbergen einen Schatz, den meine Augen bis dahin nicht zu sehen bekamen. Allein der Hauptaltar, in dessen Bild Tonnen von Silber verarbeitet wurden und der teilweise mit Gold überzogen ist, gilt als der größte der Welt (20 Meter hoch und 13,50 Meter breit). Er ist im sogenannten „mudejar“-Stil erstellt. Eine Kunstrichtung die christliche und arabische Elemente vereinigt.

Als nächstes habe ich mir dann das Grabmal des Christoph Columbus angesehen. Ein Denkmal von monumentaler Größe. Vier über zwei Meter hohe Königsfiguren tragen den Sarg in dem seine Gebeine ruhen, stehend auf einem marmornen Podest von einem Meter Höhe.

Von dort habe ich meinen Rundgang zur „capilla real“ fortgesetzt. Immer wieder staunend wanderte mein Blick an den Säulen empor zum Gewölbe. Da ich andere Kirchen dieser Art nie zu Gesicht bekommen hatte, lässt sich denken, welcher Eindruck in meinen Empfindungen hervorgerufen wurde.

An einem anderen Tage bin ich mit meinem Freund und Wachgefährten Günther den Alcazar von Sevilla besichtigen gegangen. Vom Querschiff der Kathedrale gegenüber betritt man durch das Löwentor (Puerta del Leon) das Kastell (Alcazar). Ein weiterer Edelstein der Baukunst vergangener Epochen gibt den Blick frei für eine enthusiastische Betrachtung. (contemplacion)

Wieder steht man staunend vor den mit filigranen Arabesken übersäten maurischen Bögen und Gängen. Der „Salon de embajadores“ (Gesandtensaal) und der „Patio de las doncellas“ sind mir besonders in Erinnerung geblieben.

Gleich nebenan befindet sich das Generalarchiv von Westindien. Hier befindet sich unter vielen tausend Akten, Schriften, Urkunden und Dokumenten das Tagebuch des Christoph Columbus. Man kann sich denken, dass dies alles nicht in ein paar Tagen zu bewältigen ist, zumal unsere Aufgabe eine andere war.

In der Zwischenzeit haben wir die Freizeit mit Besuchen sevillanischer Gastronomie ausgefüllt. Gleich am Anfang der „Sierpes“, eine Fußgängerstraße, gab es eine hübsche Bodega. Vino in allen Variationen wurde angeboten.

„Tapas“

Allein dieses Wort lässt Erinnerungen wach werden. In den Bars und Schankwirtschaften, nicht zu vergleichen mit unseren, steht man an langen Tresen und lässt sich Wein oder cervesa einschenken. Dazu werden Tapas (Aperitif-Happen) angeboten. Man bekommt sie kostenlos, es gibt sie in allen Variationen.

Ob Oliven, frisch gekocht oder gebraten, kleine Fleischfilets, Gambas, Stockfischschnitten und vieles anderes mehr.

Oft saß ich mit Walter oder Fred, die fünf Jahre älter waren als ich, in einer Venta und ließen uns vino manzanilla mit großen Portionen Gambas reichen. Zu Hause war das Essen dann abgesagt. Nach meinem Dafürhalten ein Genuss ersten Ranges.

Hin und wieder machten wir einen Bummel von Bar zu Bar. Dann hatten wir einen gehörigen Schwips aber zugleich waren wir auch satt vom vielen Tapa essen. An der Calle de Sierpes befand sich eine Frontonarena. Auch dort waren wir anzutreffen. Wie Pelota, ein squashähnliches Mannschaftsspiel. Auf Tribünen saßen die Zuschauer und konnten Wetten abschließen. Das gab dann ein Geschrei, wenn die Buchmacher ihre Einsätze anboten.

In den Kinos wurden überwiegend amerikanische Filme gezeigt. Eines gefiel mir besonders, konnte man doch am Tresen sitzend essen, trinken, rauchen und zugleich den Film verfolgen. Oft gab es Filme mit mehreren Fortsetzungen. Wollte man nichts verpassen, musste man mehrere Wochen hintereinander ins Kino gehen. (Bei wöchentlichem Programmwechsel)

Beim Betis Sevilla, einem Tennisclub in dem ich Mitglied war, war ich nur des Schwimmens wegen. Sie hatten so ein schönes Schwimmbad und es war nicht so weit entfernt von unserer Villa.

Die vom „Barrio Blanco“, dem Stadtviertel wo wir wohnten, ins Zentrum führende Straße war eine breite Prachtstraße. Die Avenida Queipo de Llano, benannt nach einem spanischen General. Die Straße war gesäumt von Apfelsinenbäumen. Herrliche Villen hinter Mauern, Gittern und blühenden Gärten von Palmen und Zitronenbäumen beschattet, lösten einander ab.

An dieser Avenida befand sich rechter Hand, bevor man zum Alcazar und zur Kathedrale kam, der Parque Maria Luisa. Diesen Park habe ich besonders bevorzugt. Einmal der vielen Palmen und der verschiedenen südländischen Flora wegen, außerdem gab es eine Sache hier, die ich bis dahin nicht kannte: einen Minigolfplatz!

Hatten wir in unserer Freizeit gerade nichts besseres zu tun, war sicher Minigolf angesagt. Ich bekam nach und nach eine gewisse Fertigkeit darin.

Wollten wir einen Stierkampf besuchen, gingen wir links am Kai des Guadalquivir in Richtung „Torre del Oro“ (goldener Turm) wo sich in der Nähe die Arena befand. Die „Maestranza“, der Lehrstuhl der Stierkampfkunst.

Sevilla III

In Madrid habe ich nie einen Stierkampf besucht. Es ist wie mit den anderen Begebenheiten auch hier, Menschen werden reihenweise im Kriege umgebracht, das muss wohl so sein, wird aber ein Stier, wie auch immer, vom Leben zum Tode befördert, regen sich die deutschen Seelen darüber auf.

Corrida de Torros!

Mit der Lebensweise „la vida español“, was so viel heißt: viel vino zu allen Gelegenheiten, ändert sich die Sichtweise des Lebens. Leichterem Sinnes, das Blut läuft schneller durch die Adern, geht man Probleme an oder schiebt sie einfach beiseite. Mañana.

So auch hier. Mehr als einmal habe ich einen Stierkampf verfolgt. Zu einer Corrida traten immer drei Matadores auf, die jeweils zwei Stiere erledigen mussten. Es dauerte etwa eine halbe Stunde in der er, vom Hereinkommen in die Arena bis zum letzten Atemzug, sich ohne Aussicht auf Entkommen, dem Ausgang widersetzte. Und doch habe ich es erlebt, dass ein Stier wegen Passivität, er wollte einfach nicht kämpfen, von Kühen aus der Arena geführt wurde. Ein großes Pfeifkonzert der Zuschauer war voraus gegangen. Ich wurde im Laufe der Zeit zum „aficionado“ dieser Darbietung.

Es ist immer eine eigenartige Atmosphäre vor und in der Arena. Wobei Arena eigentlich „der Sand“ bedeutet. Die Billets sind in „Sol y Sombra“ (Sonnen- und Schattenseite) eingeteilt. Im Schatten zu sitzen war „mas caro“, also teuer. Bei meinem Gehalt war die Schattenseite obligatorisch.

An einem Tag im Spätsommer 1943 gab es eine besondere Corrida. Fing allgemein eine solche nachmittags um fünf Uhr an, so begann diese abends um 21:00 Uhr. Das Ende war weit nach Mitternacht. Es war eine Mischung aus Stierkampf, Folklore und Variété.

Eine Portugiesin auf einem Reitpferd bestritt den Stierkampf. Ein Bild reiterlichen Könnens und Eleganz der Bewegung. Danach gab es Flamencotänze und artistische Einlagen auf einem in der Arena platzierten Bretterboden.

Flamencotänze, Ausdruck andalusischer Folklore ließen mein Herz höher schlagen. Wenn die Frauen mit ihren Kleidern, den weit schwingenden Röcken, die Männer mit eng anliegenden Hosen und Westen, auf dem Kopf den Sombrero immer wieder nach dem Klang der Gitarren das Stakkato der Tanzschritte erschallen ließen und mit Olé in die Hände klatschten.

Dann waren da noch die Sänger, „Los Cantadores“. Ich habe es so empfunden, dass sie mit ihren Melodien, die für meine Ohren sehr gewöhnungsbedürftig waren, ferne orientalische Zieten heraufbeschworen. Wehmut und große Freude wechselten dann in einem mir nicht bekannten Rhythmus.

Große Namen der zu der Zeit auftretenden Matadores waren Dominguin, Vasquez, Raffael el Gallo und andere. Diese Namen alleine füllten das große steinerne Rund. War ein Kampf besonders hervorgetan mit Passagen, Vueltas, Veronicas und wie die Figuren alle hießen, welche der Matador mit dem Stier vollführte, bekam er mit viel Olé und Beifall, vom Présidente oder einem Ehrengast, ein oder beide Ohren bzw. den Quast zugesprochen.

„Semana Sante“, Heilige Woche.

Diese Karwoche vor Ostern war einer der Höhepunkte in meiner Anwesenheit in Sevilla. Eine Prozession zog da durch die Straßen Sevillas, die ob ihres Glanzes, ihrer Ausdruckskraft, ihrer Pracht nicht ihresgleichen fand. Diese religiöse Festlichkeit, die in den auf Postamenten getragenen Figuren gipfelt, ist tatsächlich auf der Welt einzigartig.

Die Bruderschaften mit ihren hohen spitzen Kapuzen, lilafarben, gaben dem Ganzen ein eher düsteres Aussehen. Ein Kontrast zu den vor Gold und Silber strotzenden Heiligenfiguren. Allen voran die wunderschöne Skulptur der „Nuestra Se ora de la Esperanza“ oder vom Volke genannt „Macarena“.

Jeder Barrio (Stadtteil) wetteifert die schönste, erhabenste und wertvollste Figur in der Prozession vorzustellen. Wenn man so etwas gesehen hat, kann man sich kaum vorstellen, dass es außer dem Katholizismus in Sevilla noch eine andere Anschauung gibt.

Die „Feria“

Schöne Frühlingstage mit angenehmen Temperaturen lassen mich fast alle Widerwärtigkeiten des Lebens vergessen. Der Krieg ist ganz weit weg. Allerdings hat sich die Funkttigkeit um ein Vielfaches gesteigert, nachdem die Amerikaner in Nordafrika gelandet waren.

Auf dem Nordatlantik war jetzt ein Betrieb „wie im alten Rom“. Der „C in C Western Approaches“ tauchte als delivery Group in jedem Funkspruch auf. Die amerikanischen Wellen mussten jetzt des  fteren geschaltet werden. Die BBC in deutscher Sprache war st ndlich im Einsatz.

Wenn es die Zeit erlaubte, hörte ich London. Die brachten immer prima Musik zu Gehör. Am liebsten hatte ich die lateinamerikanischen Rhythmen von den Bands „Xavier Cugat“, mit seiner rauchigen Stimme, und „Juan Llosas“. „Maladie d’amour, maladie de jeunesse...“

Mit dem AFN (American Forces Network) waren neue Töne über den großen Teich gekommen. Namen wie Glenn Miller, Benny Goodman, Nat King Cole tauchten auf. Stücke wie „In The Mood“, „Chattanooga Choo Choo“, „Tuxedo Junction“ wurden zum Begriff. Wenn auch die deutschen Schlager noch „Swing“ hatten, durften die Interpreten die Jazzelemente, so wie sie von den Amerikanern gebracht wurden, nicht verwenden.

Auf der „Home Wave Gibraltar“ war irgendwann im Mai 1943 der Teufel los. Der Funkverkehr hatte eine beängstigende Dichte angenommen. Italienische Zweimann U-Boote hatten Angriffe auf die im Hafen liegenden Schiffe gefahren. Einige waren schwer beschädigt und auf Grund gesetzt.

Alle zu Papier gebrachten Funksprüche mussten schnellstens per Fernschreiber nach Berlin und zum BdU übermittelt werden. Ein Kurier stand immer bereit die aufgenommenen Funksprüche mit dem Zeichen –Immediate- oder op. (Operation) sofort zum Konsulat zu bringen, wo der Fernschreiber stand. Abgesehen davon gingen noch alle FT's zum Tirpitzufer 80 in die Dechiffrierabteilung. Gibraltar, Malta, Alexandria, Aden, Colombo, Tricomalee, alles britische Marinebasen.

Und dann wieder: „Cielo andaluz, el de las cruces de mayo (Frühlingsstimmung) didlidie...“

„Fera de Abril“

Alles war hochgestimmt. Blüten, Duft und Sonnenschein.

Dieses Frühlingsfest beginnt am 18. April und ist nach der Überlieferung für Landwirtschaft und Viehzucht eingerichtet. Auf dem sogenannten Prado de San Sebastian, ein Platz gleich neben dem berühmten „Plaza de España, ist eine Budenstadt für ein paar Tage aufgebaut.

Auf Holzgerüsten sind vielfarbige Zeltplanen gelegt. Lampionreihen in rot, weiß, gelb, blau erleuchten abends das Geschehen. Jede Familie aus Andalusien, die außerhalb Sevillas ein Gut besitzt, hat hier einen Stand errichtet. Señores, die mit ihren Señoras zu Pferde hier flanieren sind geputzt wie zu einer Gala.

Die Damen lassen ihre langen typischen Wasserfallkleider über die Rücken der Pferde oder in den Kutschen herab hängen. Dunkle Augen, Grazie, Fröhlichkeit, sevillanischer Humor, Gitarrenklang, das klatschen mit den Händen und das elektrisierende Fußstampfen der Tänzer, alles zusammengefasst mit einer Weinprobe in der Bodega, das ist ein Sinnenschmaus ungeahnten Ausmaßes.

„Bernhard, bleib mit den Füßen auf der Erde!“ Um 18:00 Uhr beginnt die Abendwache.

Im Juni bekam ich nach einjähriger Abwesenheit von zu Hause vierzehn Tage Heimaturlaub. Die Koffer wurden mit Raritäten, die es zu Hause nicht mehr gab, gefüllt. Die Reiseroute über Madrid, San Sebastian, Paris bis Frankfurt verlief noch normal. Dann gab es jedoch Umleitungen in größerer Zahl Bombenangriffe hatten den Zugverkehr schwer beeinträchtigt.

Jetzt hieß es für mich Umsteigen und meine Koffer schleppen. Ich bin dann auf Umwegen doch nach Osnabrück gekommen. Meinen Koffer habe ich am Haupt-

bahnhof stehen lassen. Vater hat ihn nachmittags mit dem Fahrradanhänger geholt.

Da leuchteten die Augen, als abends den Koffer öffnete.

Ich meinerseits fragte meine Mutter: „Wie sieht es aus, habt ihr noch eingemachte Pflaumen im Keller?“

„Aber ja! Hol dir ein Glas!“

Sie wusste, dass ich für eingemachte Pflaumen alles andere stehen ließ. Ein volles Glas musste dran glauben.

Von allen Seiten wurde ich gefragt: „Was machst du?“, „Wo bist du stationiert?“

Vage Beschreibungen mussten ausreichen. Die zwei Wochen gingen schnell herum. Über Berlin war ich dann in zwei Tagen wieder in Sevilla.

Der andalusische Sommer hatte voll eingesetzt. Vom Ende Mai, bis September war kein Tropfen Regen gefallen. Der Funkeraum unterm Dach war der reinste Brutkasten. Mit kurzer Hose bekleidet saß ich vor den Empfängern, den Kopfhörer halb auf den Ohren, ein Siphon griffbereit stehen. Zum rauchen war oft keine Zeit, des Funkverkehrs wegen.

Acht Stunden schwitzen. Die Räume waren dicht und verdunkelt, damit kein Laut nach draußen drang. Die Funkempfänger strahlten auch noch ihre Eigenwärme ab. Es waren teilweise bis 50° C in der Funkbude.

Ging ich des Nachts einmal nach unten in die Küche, um mir einen neuen Siphon zu holen, sausten die Kakerlaken fix auseinander wenn ich Licht machte. In Null Komma Nichts waren alle verschwunden. Es gab sehr viel von der Sorte. Einmal ist es mir passiert, dass eine bei mir auf dem Teller zwischen den Bratkartoffeln lag.

Mein Freund, der Funkmaat Günther, hatte eine Liaison mit der älteren der beiden Töchter des Konsuls. Jetzt stand eine Verlobung ins Haus.

Südwestlich der Stadt, in Richtung San Lucar de Barrameda hatte die Familie des Konsuls eine Finca errichten lassen. In dieser fand eine Vorfeyer mit dem ganzen „Verein“ statt. Alle, bis auf zwei Wachgänger, waren anwesend. Hier im Garten unter den Abendsternen war wieder diese besondere Stimmung eingekehrt. „Cielo Andaluz“, Andalusischer Himmel.

Zwei Freundinnen der Konsultöchter bereicherten die Runde. Sie waren Familienmitglieder eines hier sesshaften Deutschen, der eine Druckerei betrieb.

Walter fragte: „Gehst du morgen mit zum 1. FC Sevilla? Es geht um die Fußballmeisterschaft.“ – aber claro! Fred hatte sich eine eitrige Furunkelentzündung zugezogen. Ich machte mal wieder den barmherzigen Samariter, einer musste doch um ihn besorgt sein. Die Köchin Rosario war mir beim anlegen der Verbände behilflich. Nach ein paar Tagen war er wieder auf den Beinen.

Am Eingang zur Küche, die auch ebenerdig war, stand ein Zitronenbaum. Von Blüten bis zu reifen Früchten, alle Stadien waren an dem Baum zu beobachten.

Wally Sumbel, unser Stellenleiter ging jeden morgen nach dem Frühstück mit einer Zeitung in der Hand in die Stadt. Ganz Gentleman ließ er sich im Konsulat

sehen, besprach mit dem uns angeschlossenen Personal die Tagesein- und -ausgänge und begab sich ins Café.

Draußen im Barrio Blanco, an der Endstation der Tramvia befand sich neben einer Bodega, eine Station für Kampfstiere. Hier wurden die Novillas, wie die neuen Stiere hießen vorbereitet. Es war ganz interessant zuzuschauen. „Verano y otoño“ (Sommer und Herbst) gingen vorbei. Der andalusische Winter kündigte sich an. Ungemütliche Tage im November und Dezember zogen auf.

Die allgemeine Stimmung war nach der Landung der Alliierten in Italien sehr zwiespältig. Wir machten unseren Job so weiter wie zuvor. Im Februar 1944 war ich vorübergehend auf dem „Campo“. Eine Peilstation südöstlich von Sevilla. Näher an Gibraltar heran. Installiert in einem Stroh- und Heuschober bei einer Hazienda. Man hatte Ausblick über ein weites Tal. In der Ferne sah man Herden frei grasen. Einzelne Wohngebäude lagen wie hingetupft im Gelände. Ich hatte das Gefühl, ich sei am Ende der Zivilisation angelangt.

Südöstlich von „Dos Hermanas und Utrera“ war nichts mehr als Olivenhaine von kilometerlangen Kaktushecken eingefriedigt.

Klangvolle Ortsnamen wie: „Medina Sidonia“, Jerez de la Frontera“, „Puerto Serrano“ und noch weitere wie „Alcalá de los Gazules“, „Jimana de la Frontera“ waren hier am äußersten Zipfel Europas keine Seltenheit.

Im März kam meine Versetzung nach Bordeaux. Vorher hatte ich jedoch in Berlin, beim O.K.M. zu erscheinen.

Bordeaux

Eberswalde:

In einem Kasernenkomplex war das Oberkommando der Marine untergebracht. Die Dechiffrierabteilung und alle dem MND III zugehörigen Gruppen waren hierher verlegt worden.

Nachdem ich mich am Tor bei der Wache gemeldet hatte, brachte mich ein Läufer zum Fregattenkapitän der entsprechenden Aufklärungsabteilung. Der Koffer mit den Dokumenten und den Unterlagen wurde mir abgenommen und ich bekam einen Übernachtungsraum zugewiesen.

Beim Smutje vom Dienst konnte ich meine Rationen für diesen und den nächsten Tag abholen, denn mein nächster Einsatzort war die Funk- und Peilstelle Bordeaux. Am Tag darauf ging es also wieder in Richtung Süd-West. So weit im Osten war es mir nicht geheuer. Als zum Nordseepersonal zugehörig waren meine Einsatzorte zudem an der Westfront vorprogrammiert.

Die Strecke Berlin – Paris – Bordeaux bzw. Retour fuhr ich nun schon zum fünften Mal. Dieses mal allerdings nicht im Kurierabteil sondern 2. Klasse. Das Reisen wurde jetzt mehr und mehr zum Hindernislauf.

Durch die Bombardements der Engländer und Amerikaner waren viele Bahnhöfe zerstört. Die Eisenbahner hatten zwar eine Routine im Reparieren der Gleise aber es konnten mittlerweile nur noch die Hauptstrecken in Betrieb gehalten werden.

Die Feldgendarmen, die zum Begleitpersonal jeden Zuges gehörten, wenn sie meine Ausweise sahen, waren meist schnell wieder verschwunden. In Paris habe ich dann das erste Mal auf all den Reisen meine Fahrt unterbrochen und in der Bahnhofsmission am „Gare de l'Austerlitz“ übernachtet.

Das hätte ich besser bleiben lassen. Die Sauberkeit entsprach in keiner Weise meinen Vorstellungen. Müde von der Schaukelei und dem Gedränge im Zug habe ich mich zum Schlafen gelegt. Hier hatte ich schon das ungute Gefühl: „Hoffentlich holst du dir nicht eine Krankheit!“
Das Gefühl hatte nicht getäuscht!

Am nächsten Tag kam ich auf der B.- Funkstelle Bordeaux, gelegen in dem bekannten Weinort Saint André de Cubzac an.

Die üblichen Formalitäten wurden erledigt; melden beim Kaleu (Stellenleiter), Empfang neuer Klamotten (grau grüne Uniform, später Khaki), einweisen in die Unterbringung (Baracke), Einteilung in den Funkwachdienst. Die Dienststelle war in einem Chateau mit Park untergebracht. Große Pfirsichplantagen, soweit das Auge reichte, umgaben das Schloss.

Zirka eine Woche nach meinem Eintreffen in Bordeaux bekam ich an den Händen gerötete Stellen, die ausgesprochen unangenehm juckten. Ich dann gleich zum Sani ins Revier.

„Mensch, du hast ja die Krätze! Aber, kein Problem, das haben wir bald im Griff.“
Ich musste drei Tage lang jeden Morgen beim Sani sein, der meine Hände mit einer Salbe einrieb.

„Wo bist du denn gewesen?“

„Ich denke, ich habe mir das Zeug in der Unterkunft in Paris geholt.“

„Na ja, mit dieser Salbe geht es ganz schnell weg!“

Eine neue Erfahrung wartete auf mich. Aus dem piekfeinen „Barrio blanco“ in Sevilla in eine Baracke. Nun stand die Unterkunft zwar in einem Park, nahe bei einem Schloss, aber das Drumherum war doch sehr dürftig!

Folgende Begebenheit wirft ein bezeichnendes Licht auf die Situation, in der ich mich befand. Eines Nachts werde ich wach, ich denke „mich laust der Affel!“ Auf der Bettleiste zu Füßen haben Mäuse eine Straße eingerichtet. Damit hatte ich allerdings nicht gerechnet, und doch, wenn man bedenkt wie und wo sich das alles abspielte, brauchte ich mich nicht zu wundern.

Da mein letzter Urlaub fast ein Jahr zurück lag, hatte ich zu Ostern vierzehn Tage einzukommen. Auf geht's!

Das einzig Positive war in dieser Zeit, dass man mal wieder einmal die Lieben daheim sah. Die Bekannten wurden besucht und Neuigkeiten ausgetauscht. Hier

erfuhr ich nun wer von den alten Freunden gefallen und wer, wie mein Freund Jupp, in Gefangenschaft geraten war.

Von den Männern waren nur noch die älteren über 50 Jahre, die Behinderten, die in der Waffenproduktion tätigen da, ansonsten machten die Frauen alles was bis dahin Männerarbeit war. Luftschutz! Alle Nächte war Fliegeralarm. Dieser Urlaub ging dann schnell vorüber. Eine Episode wirft dann doch noch seine Schatten voraus. Bei einer Fotoaufnahme, bei der ich der einzige Mann mit vier Frauen bin, sage ich so leichthin: „Eine von euch werde ich einmal heiraten.“ Tatsache ist, dass meine Frau Elfriede unter diesen vieren war.

Die Fahrt nach Bordeaux zurück war mit vielen Hürden und Umwegen bestückt. Eine Fahrt wie 1942 war jetzt nicht mehr zu machen. Turnusmäßig wurde ich zum Hauptgefreiten befördert, da Maatenlehrgänge Mangelware wurden.

Eines Morgens hieß es: „Alles raustreten zum Gasmaskenappell!“
Ha! Ich hatte meine im Zug gelassen, als ich von Berlin nach Bordeaux kommandiert wurde. Es war voraus zu sehen, was kommen würde:
„Soso, sie haben keine?“
Ich war der einzige.
„Drei Schritt vortreten!“
„Ich bestrafe sie zu drei Tagen Arrest. Wegtreten!“

Es wurden Tage herrlicher Ruhe. War doch der Arrestraum gleich neben dem UvD- Raum, immer geöffnet und besucherfreundlich. Zudem befand sich hier noch die Kombüse und der Postraum. Es kam keine Langeweile auf, außerdem wurde stets der dritte Mann zum Skat gesucht, der in meiner Person immer zur Stelle war.
- So etwas nennt man „Offenen Vollzug“.

Neuerdings flogen immer mehr Bomberpulks über uns hinweg. Ihre Route war immer die Gleiche. Richtung Girondemündung, Saint Nazaire. Dort in der Loiremündung befanden sich die Bunker der deutschen U- Boot- Waffe, das bevorzugte Ziel der alliierten Bomber.

Die Leitung der FT- Stelle hatte sich mal wieder etwas neues einfallen lassen. Hinter dem Schloss, ein Terrain mit einer flachen Talmulde, sollten sogenannte Einmann- Löcher ausgehoben werden. Wie die Maulwürfe wurde gegraben und gewühlt. Bei schönem Wetter war es eine allgemeine Volksbelustigung.

6. Juni - Die Invasion hatte begonnen.

Die Alliierten waren in der Normandie belandet. Unsere Abhörtätigkeit hatte sich verdoppelt. In dieser Zeit wurde ich mit ein paar Kumpels zum Nahkampflehrgang geschickt. Ein Lastwagen des Heeres holte uns am Tor ab und brachte uns in ein Gebiet, wo sich Fuchs und Hase „Gute Nacht“ sagten. Hier bekam ich eine Khaki- Uniform verpasst. Die Grau- Grüne wurde ich Gott sei Dank wieder los. Ich muss sagen, wohlgeföhlt habe ich mich nicht in ihr., soweit man davon sprechen kann.

Diese acht Tage haben keine Erinnerungen hinterlassen, nur das eine. Wäre die Lage nicht so ernst gewesen, man hätte sich krank lachen können ob dieser Spielerei. Bis dahin nur mit Empfänger, Kopfhörer und Bleistift ausgerüstet, sollten wir nun mit Hohlhaftladungen und Sprengkapseln umgehen lernen.

Und des Abends, Tino Rossi singt:

- J' attendrais tout jour et la nuit
- J' attendrais toujours etc.

Jetzt beginnt die Zeit, den Kopf in Deckung zu lassen. Ein allgemeines Abtasten der jeweiligen Situation hatte begonnen. Zurück auf der Funkstelle in St. André de Cubzac waren einige ruhige Tage angesagt, in denen wir nachts die Pfirsichplantagen heimsuchten. Da es mit der Beköstigung schlechter wurde, musste man sich irgendwie über Wasser halten.

Es war im Juli als ich mit noch sieben Mann einen Marschbefehl bekam, der uns nach La Rochelle zur 4. Sicherungsdivision (Minenräum- und Vorpostenboote) bringen sollte. Wir packten unsere Seesäcke, der zu Anfang meiner Laufbahn doppelt so groß war und verabschiedeten uns von den „daheim“ gebliebenen.

Am anderen Morgen, als der Wagen am Tor bereit stand und wir ihn bestiegen, hatten sich einige Kumpels eingefunden, die als wir losfuhren uns hinterher riefen: „Grüßt Obermaat Petrus von uns!“ was soviel hieß wie: „Ihr seid abgeschrieben.“

Spät nachmittags erreichte die Abordnung das Hauptquartier der 4. Sicherungsdivision. Dieses befand sich in einem Hotel an der Seepromenade in La Rochelle. Ein herrlicher Urlaubsort. Der Wachhabende, nachdem wir uns bei ihm gemeldet hatten, beorderte uns sogleich zum Chef der Vorposten- und Minenräumflottille.

Er empfing uns in seiner Residenz, einem wunderschönen großen Raum. An den Wänden hingen Bilder von alten französischen Meistern. Ein Teppich bedeckte den Boden, er selbst saß hinter einem großen Schreibtisch, ihm zur Seite stand ein Oberbootsmann.

Da wir avisiert waren, kam er sogleich zur Sache:

„So meine Herren! Sie werden hier nicht mehr zum Einsatz kommen. Ein Auslaufen der Flottenverbände kann nicht mehr stattfinden, denn unser gesamter Küstenbereich wird von der Air Force und Kreuzern der englischen Flotte abgeriegelt.“

Ich lasse ihnen Papiere ausstellen, die sie zu ihrer Basis zurückbeordert. Sie sind hiermit entlassen.“

Unsere Gruppe wurde von zwei Obermaaten, einem Haupt- und fünf Obergefreiten gebildet, alles B- Dienstfunker. Nach einer kurzen Beratung auf dem Bahnhof kamen wir überein in Rochefort einen Stopp einzulegen.

In Rochefort, nach etwa einer halben Stunde Bahnfahrt, suchten wir uns eine Übernachtungsmöglichkeit. Die war bald in der Nähe des Bahnhofs gefunden, in

einem kleinen Hotel wurden unsere Seesäcke erst einmal deponiert, um anschließend Informationen zu sammeln. Das war sehr wichtig für unser weiteres Vorgehen. Frage: Wo stehen die Alliierten?

Einer der Obermaaten hatte das Heft in die Hand genommen. Am Bahnhof hatte er den Hauptmann einer Pionierabteilung getroffen, dem er, was weiß ich, erzählt hatte. Jedenfalls waren wir als Begleiter eines Pionierzugs engagiert worden.

Wir galten fortan als versprengte Sondereinheit. Bei den Gerüchten, die allenthalben kursierten, hieß es das Richtige heraus zu filtern. Als gelernter B-Dienstler kein Problem. Mit dem Pionierzug ging es am nächsten Tag los in Richtung Deutschland. Mit diesem Zug verbrachten wir dann die nächsten zwei Wochen.

So einfach wie geschrieben, vollzog sich es allerdings nicht. Überwiegend fand die Fahrt nachts statt. Von Rochefort führte die Route der Charente entlang nach Angoulême. Nach kurzem Aufenthalt ging es dann weiter in Richtung Poitiers.

Auf diesem Abschnitt der Fahrt wurden wir in der Nacht von einem Getöse und Gepolter aus dem leichten Schlummer geweckt. Hier ist einzufügen, dass wir auf offenen Wagen unter den Pontons unser Nachtlager aufgeschlagen hatten. Die Polterei wurde durch herabhängende Teile der Oberleitung, die teilweise zerstört war, hervorgerufen.

Der „Maquis“ war seit der Landung der Alliierten sehr rührig und wir bekamen einen Vorgeschmack von dem was noch auf uns zu kam. „Maquis“ = Gestrüpp, Dickicht – Widerstand.

Bis Tours ging es noch einigermaßen normal weiter. Ab da musste der Zug Umwege machen, da Orleans, die nächste größere Stadt, bereits im gegnerischen Bereich lag. Es ging nach Osten in Richtung Bourges, von dort nach Nevers. Hier hatten wir einen längeren Aufenthalt, was unsere Aufmerksamkeit auf unser tägliches Essen lenkte.

Wo ist das nächst Verpflegungssamt? Man brauchte vom Bahnhof aus nicht weit zu gehen, zumal alle Landser das gleiche Ziel zu haben schienen. Wir haben für unsere acht Leute Verpflegung bekommen, die hätte für die dreifache Zahl gereicht. Wahrscheinlich hatten sie die Order bekommen, möglichst viel unter die Landser zu bringen bevor alles übergeben wurde.

Hier in Nevers bekam der Zug eine zweite Lokomotive vorgespannt. Es ging jetzt hinauf auf die Hochfläche von Langres. Spätestens jetzt schob die Lok drei flache Wagen vor sich her, auf denen jeweils zwei Mann lagen, die die Gleise beobachteten. Die Sprengstellen wurden mehr. Diesen Dienst hatten wir übernommen. Da waren die Pioniere aber froh.

Die Jagdbombertätigkeit hatte zugenommen. Doch hier in den Bergen zwischen Langres und Vesoul hatten wir nur einmal einen Tieffliegerangriff zu überstehen. Es gab etliche Tote. Die Zugmaschine blieb funktionsfähig.

Der darauffolgende Tag zog grau und diesig herauf. Ich sage zu Heini, ein gebürtiger Darmstädter: „Hoffentlich bleibt es den Tag über so neblig.“ Es war abends in der Gegend zwischen Vesoul und Belfort, die Uhr zeigte 17:00 Uhr. Das Wetter klarte auf, ich sagt noch so: „Oh oh, wenn das man gut geht,“ als auch schon der Zug zu stehen kommt und die Maschine einen grellen Pfiff ausstieß.

In großer Höhe erschien ein Pulk Jagdbomber. Sie sehen und aus dem Zug springen war eins. Zu unserem Glück befanden wir uns auf einem hohen Bahndamm, der ein altes Bauerndorf tangierte. Jetzt musste sich der alte Satz „flink wie die Windhunde“ beweisen.

Ohne viel nachzudenken ging es über Hecken und Zäune hinter die Mauern einer uralten Remise. Schon hörte man die Maschinenwaffen und Motoren der Jabos.

Eine ganze Stunde lang beharkten sie unseren Zug. Ein weiterer stand noch Hundert Meter weiter, dem das gleich Schicksal beschieden war. Das ohrenbetäubende Krachen wollte nicht enden. Es waren wohl an die 30 Flugzeuge. Hinter den meterdicken Mauern lagen wir sicher.

Als sie endlich ihren Sprit und ihre Munition soweit abgearbeitet hatten, dass sie heimkehren mussten, standen die Züge in hellen Flammen. Im anderen Zug explodierten noch laufend Munition und Reservekanister.

Ich hatte meine Utensilien noch im Zug liegen. Nachdem ich die Lage gepeilt hatte, habe ich mich vorsichtig an den Waggon herangepircht und die mir wichtig erscheinenden Sachen geholt. Unser Trupp hatte sich vollzählig auf dem Dorfplatz eingefunden. Jeder sollte jetzt zusehen, dass er weiter kam. Treffpunkt sollte der Bahnhof Freiburg i.Br. sein.

Auf Schusters Rappen ging es in Richtung Belfort. Ein Bauer der gen Belfort fuhr hatte Platz auf seinem Wagen. Ich dachte: besser schlecht gefahren als gut gelaufen. Mit mir waren auch andere der Meinung.

Das Wetter hatte sich geradezu traumhaft gewandelt. Sonnenschein und Wärme machte alle Unbill wieder wett. - Aber immer auf dem „Qui Vive“ sein! Von einer Anhöhe, über die diese Straße führte konnte man schon Belfort liegen sehen. Aus der Ferne grüßten die Berge des Schweizer Jura herüber.

Mit viel Glück und Geschick sind dann alle am nächsten Tag am Bahnhof angekommen. Die vierzehntägige Odyssee hatte ihr Ende.

Auf einem Bahnsteig des Bahnhofs der Stadt Freiburg im Breisgau sind alle Funker wieder vereint.

Es war in jener turbulenten Zeit nicht einfach den Rhein in Richtung Deutschland zu überqueren. Da man jedoch mit dem Status des B- Dienst Funkers nichts anfangen konnte, bekamen wir anstandslos bei jeder Bahnhofskommandantur Reisezertifikate ausgestellt.

In Frankreich ging nach der Landung der Alliierten einiges drunter und drüber. So hatte man im Bereich der französischen Stadt Besançon ein Auffanglager für versprengte Einheiten, die hier wieder zusammengestellt wurden, eingerichtet. „Der Heldenklaus geht um!“ sagte man allgemein.

Unser Ziel war jetzt die Funkstelle Mitte in Soest/Westfalen. Bisher mit dem Geschehen an der Heimatfront wenig konfrontiert, mussten wir nun mit den vorhandenen Zugverbindungen versuchen zurecht zu kommen. Des Nachts war das beste Vorwärtskommen. Die Jabos sind nicht unterwegs.

Am nächsten Tag hatten wir unseren Zielort erreicht. Allgemeines Erstaunen wo wir denn wohl herkämen, Vermisste die wir waren. Der Funkstellenleiter, ein Kalleu, hatte sich nun mit acht überzähligen B- Dienstlern herum zu schlagen. Aber wie das so ist: „Ruhe bewahren!“ Die Empfänger wurden hier zu 90 % von Frauen (Blitzmädel) bedient.

Der Sommer 1944 sah mich vorübergehend, von Juli bis September, auf der Funkstelle Mitte in Soest.

Hier erlebte ich meinen ersten Tagbomberangriff. Es war heller Nachmittag, ich hatte Freiwache und mich auf dem Weg in die Stadt gemacht. Die Funkstelle lag außerhalb, in südlicher Lage, Richtung Möhnesee.

Von Fern hörte ich das Brummen der Flugzeugmotoren. Die Luftschutzsirenen ließen nicht lange auf sich warten. Mit ihrem Heulton (an- und abschwellend) beschieden sie die Menschen sich in sichere Deckung zu begeben.

Abwehrkräfte, als da waren Flak oder Abfangjäger, waren zu der Zeit bereits auf ein Minimum reduziert. Die alliierten Bomberströme zogen ihre Bahnen nach Belieben. Auch an diesem Nachmittag. Die Pfadfinder, dem Pulk vorausfliegende Navigatoren hatten bereits ihre Rauchzeichen gesetzt. Ein Zeichen, dass der Angriff der Stadt Soest galt. Jetzt war die erste Welle der Bomber da. Mit bloßem Auge konnte ich sie erkennen. Das Rauschen und Blubbern der fallenden Bomben hörte ich bereits, ich denke: In einem tiefen Graben neben der Straße gehst du in Deckung! Ein Bäckerjunge, der gerade auf meiner Höhe war, ließ Fahrrad samt Brötchenkorb fahren und warf sich Mama rufend auf mich. In etwa 800 bis 1000 Metern ging der „Segen“ nieder. Das Beben der Erde nahm man in dieser Entfernung noch gut wahr.

Dieses war das erste Mal, dass ich unmittelbar mit den Auswirkungen des Krieges an der „Heimatfront“ konfrontiert wurde. Den Jungen habe ich danach beruhigt, seine Brötchen, die verstreut auf der Straße lagen mit ihm eingesammelt und ihn mit seinem Fahrrad auf den Weg gebracht. Ich bin darauf zur Funkstelle zurück gegangen.

Im September bekam ich noch einmal acht Tage Urlaub. Es verging zu Hause kaum eine Nacht in der nicht Fliegeralarm gegeben wurde. Da Osnabrück in der Einflugschneise nach Berlin lag, war es auch weiter nicht verwunderlich.

So ging mein Urlaub mit Besuchen von Verwandten und Bekannten schnell herum. Es war der 13. September, mit guten Wünschen und Ratschlägen war ich von meinen Eltern und Geschwistern verabschiedet worden.

Am Hauptbahnhof angekommen, so gegen 04:00 Uhr Nachmittags, gab es Fliegeralarm. Eine ganz ungewöhnliche Zeit. Wenn das man gut geht. Bis dahin war meine Heimatstadt von großflächigen Bombenangriffen verschont geblieben.

Ein Gedanke ließ mich nicht los. Das Beste ist, du gehst den Bahnhof hinein und wartest dort wo sich die Unterführung befindet. Sollte der Zug kommen, springst du schnell auf und fährst mit ihm in Richtung Münster hinaus. Wie das Glück es will, kommt auch der Zug aus Richtung Bremen, fährt langsam ein, sodass auf dem Bahnsteig Wartende aufspringen konnten und zog dann mir voller Kraft an.

Als ich den Blick frei nach oben hatte, fielen schon die ersten Bomben, die Phosphorkanister brannten bereits in der Luft. Das ganze Inferno breitete sich vor meinen Augen aus. Vom Westerberg über die Altstadt hinweg bis zum Hauptbahnhof, wo ich mich noch vor ein paar Minuten aufgehalten hatte. Alles Rauch und Feuer. „Schwein gehabt!“

Eine Formation Bomber nach der anderen flog nach getaner Arbeit im Bogen nach Norden Kurs Heimatflughafen und hinterließ ein Kapitel der Verwüstung.

Der Zug hielt beim Block Hörne, da wo später der Kohlenklauf umging, im Bereich der Limbergstraße, hinter der Badeanstalt „Moskau“. Ich, raus aus dem Zug und auf Schusters Rappen querfeldein über den Westerberg nach Hause marschiert.

Zur Rechten konnte ich die brennende Altstadt sehen. Schwarze Rauchwolken verdunkelten den Himmel, meine schöne Heimatstadt und ein Teil meiner Jugenderinnerungen versanken in Schutt und Asche.

Herr Hitler hatte damals, als an die Regierungsmacht kam gesagt: „Gebt mir zehn Jahre Zeit und ihr werdet Deutschland nicht wiedererkennen.“ - Er hielt jeden Tag aufs Neue sein Wort.

Zu Hause angekommen wurde beratschlagt wie wir Mutter vom Marienhospital, wo sie zur Zeit lag, Heim holen konnten. Es lief darauf hinaus, dass wir Wilhelm Elbert bitten sollten, er möge doch mit Pferd und Wagen den Weg auf sich nehmen und mit mir zum Hospital fahren, um Mutter nach Haus zu holen.

Er war sofort bereit. So zogen wir also los. Die Fahrt ging über die Rheinstraße, und dem Hasetor bis zur Schlagvorderstraße. Immer an brennenden Häusern, Menschen ihr noch übrig gebliebenes Gut bergend, vorbei. Hie und da lagen noch Blindgänger.

Das Personal am Marienhospital hatte schon alles in die Wege geleitet die Kranken zu evakuieren. Wir halfen Mutter in den Wagen bequem zu sitzen und fort ging es durch Chaos und Tohuwabohu heimwärts.

Am nächsten Tag holte ich mir in der örtlichen Kommandantur einen Stempel auf meinem Urlaubsschein. Ohne diesen Verlängerungsnachweis war man fahnenflüchtig, wurde man ohne ihn angetroffen.

Eine Begebenheit ist noch zu erwähnen: Heinrich und Alwine Schomborg feierten am 13. September ihre Silberne Hochzeit. Die ganze Gesellschaft stand während des Brandes der Altstadt am Bahnübergang an der Piesbergerstraße. Von dort hatte man einen Panoramablick auf das Inferno.

Ich kam einen Tag später auf der Funkstelle in Soest an. In der Zwischenzeit hatte man mich für eine neue Aufgabe ausersehen. In Nordholland und zwar in Groningen sollte ich meine Kenntnisse in Anwendung bringen.

Es war um die Weihnachtszeit, als man mich fragte: „Wollen Sie nicht zu den „Einmantorpedos“? Sie haben doch einen Nahkampflehrgang mitgemacht.“ Da habe ich mich dumm gestellt, dümmmer geht's gar nicht. Auf dem Ohr war ich taub.

Im Januar 1945 habe ich dann zum letzten Mal meinen Seesack gepackt, ab nach Juliana Dorp.

-Wo liegt das denn nun?

„Das weißt Du nicht?“ wurde ich gefragt.

In der Nähe von Den Helder, dem Nordwestlichsten Zipfel Hollands, gegenüber der Insel Texel.

Die Fahrten waren in der letzten Zeit immer gefahrvoller geworden. Die alliierten Jagdflugzeuge flogen in kleinen Gruppen in der Gegend herum und schossen auf alles was sich am Boden bewegte. Da waren die Spitfire, die Thunderbolts, die doppelrumpfigen Lightnings, letztere waren besonders gefürchtet.

Ein grauer nasskalter Wintertag, die Wolkendecke hing tief über dem Land als ich die Fahrt zu meiner letzten Dienststelle antrat. Ein Versorgung- und Kurierfahrzeug nahm mich auf und los ging's. Von Groningen nach Leeuwarden, von dort über den 30 Kilometer langen Anschlussdeich nach Julianadorp.

In dieser B- Dienststelle hatte man sofort einen Empfänger für mich bereit. Es lief jedoch bereits alles auf ein Ende des Krieges hinaus. Die Informationen die im Äther gesammelt wurden hatten kaum noch Wichtigkeit für Marineoperationen.

Die schwimmenden Verbände dümpelten in ihren Liegeplätzen vor sich hin, wenn sie nicht auf Grund lagen. Kopf tief unten und Stellung halten war die Devise. Nur nicht nach Osten. So kam es dann, dass die kanadische Armee Nordholland links liegen ließ und unterhalb der Zuidersee in Richtung Emsland zog.

Zu dem Zeitpunkt wurde die B- Dienst Funkstelle aufgelöst. Der ganze Verein fand sich dann in der Festung Den Helder wieder. Im Bereich dieses Areal und in den Kasematten, wo wir untergebracht waren, liefen die Tage von nun an ganz zivil ab. Schlafen, essen, lesen, unterhalten, spazieren gehen innerhalb des eingezäunten Geländes.

Wie wird es wohl weitergehen?

Der 7. Mai 1945, die Kapitulation, die in Reims im Hauptquartier des alliierten Expeditionskorps stattfand und von Generaloberst Jodl sowie Generaladmiral von Friedeburg unterzeichnet wurde, hatte für unsere Lage keine Änderung zur Folge.

Ende Mai erhielten wir dann Order mit Sack und Pack auf der Pier von Den Helder zu erscheinen, um auf Vorpostenboote eingeschifft zu werden. So geschah es dann auch. Der Konvoi, der bei stürmischen Wetter losfuhr bestand aus Trawlern und seegängigen Fischerbooten, alle in Nordholland befindlichen Marineeinheiten wurden nach Wilhelmshaven verlegt.

In verschiedenen Kamps harrete ich mit meinen Kollegen vom B- Dienst der Entlassung. Fedderwarden war die erste Station. Von dort ging es nach vierzehn Tagen in den Ort Middoge. Hier lagen wir auf einem Bauernhof im Heuschober. Wir konnten uns frei bewegen. Es waren warme schöne Sommertage.

Mit Kartenspiel und die Gegend kennen lernen vergingen die Tage. Die Heimatadresse eines Jeden wurde zwischenzeitlich festgestellt. Dann hieß es: „In der Landwirtschaft Tätige werden Zwecks einbringen der Ernte zuerst entlassen.“

Mitte Juli kam die Reihe an mich. Auf dem Flugplatz Wittmund- Hafen bekam ich meine Entlassungspapiere. Jetzt erst war für mich der normale Alltag wieder eingetreten. Mit Lastwagen, auf dem die im Osnabrücker Land Wohnenden dann nach Gaste gebracht wurden, war die vorletzte Aktion, die am selben Abend abgeschlossen wurde.

Es war eine Erleichterung, als ich mit einigen Eversburgern über den Pankokenhügel kommend, die heimatlichen Gefilde vor mir liegen sah. - „Nie wieder Krieg!“ Hatten wir uns damals geschworen.

Bis heute, im Jahr 2000 hat es zumindest in Deutschland gehalten.